

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 12.

Donnerstag, den 13. September.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 32 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gesp. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Im Schachenbad.

Eine Erzählung

von

Mathilde Gräfin von Weichenbach.

(Schluß.)

Nach langem vergeblichen Warten rauschte die Gräfin endlich mit geschäftigem Schritte durch den Salon in einem weißen Atlaskleid mit gelben Krepp darüber. Hals und Arme weit entblößt, in ihren Haaren einen schwarzen Aufsatz, dessen goldene Glitzer in die hohlen Backen und gelblichen Schläfe so herabfielen, als hätten sie von ohngefähr diese Lage angenommen. Plötzlich hielt die Gräfin in ihrem geschäftigen Schnellschritte mit den Worten inne: „Aber mein Gott, verstehen Sie nicht so viel von der Toilette, daß man zu einer Soirée keine Robe von dichtem Stoffe anzieht. Ziehen Sie schnell ein durchsichtiges Kleid an und einen lichten Schleier darüber geworfen.“ Dergleichen Dinge waren der armen Gouvernante so fremd und neu, denn im Hause ihrer Eltern waren früher nur Gesellschaften gewesen nach bürgerlicher Art und Weise, gemüthlich,

ohne Etikette oder Toilettenzwang. Sie veränderte daher ihre Kleidung auch nur in so weit es ihrem Sittlichkeitsgefühl nicht entgegen war, überlegte aber, womit sie die Gesellschaft wohl am Besten unterhalten würde.

Wie groß war ihre Ueberraschung, als man ihre Unterhaltung gar nicht bedurfte. Die Gäste rauschten paarweis im Saale auf und ab, sprachen leise miteinander, setzten sich, standen wieder auf, durchblätterten ein Notenbuch, sahen die Gemälde im Zimmer an, ohne das irgend eine gemeinschaftliche Unterhaltung zu Stande kam. Emilie stand verlegen und unbeachtet bald in diesem, bald in jenem Winkel des Saales. „Seltsames Vergnügen,“ dachte sie bei sich selbst, „ist das wohl der Mühe werth, so viel Kerzen anzuzünden und so schöne Kleider anzuziehen?“ Auf einmal gingen die Flügelthüren auf, die Lakaien setzten die Stühle wie auf einer Schaubühne in Ordnung und die Gäste nahmen Platz in Erwartung der Tableaux, die jetzt dargestellt werden sollten. Den Darstellungen wurde im Allgemeinen mit vornehmen Kopfnißen Beifall gezollt, allein Emilie sprach in kindlicher Einfalt ihr Mißfallen aus über die Costüme, die ihr Schicklich-

feitsgefühl verletzten. Ueber die Stuhllehne der Gräfin gebeugt, flüsterte sie ihr leise ins Ohr: „Meine gnädige Gräfin, ich kann Ulrichen ferner nicht mehr gestatten, an solchen Darstellungen Theil zu nehmen, denn meiner Ansicht nach darf in einem Mädchen nie die ihr von Natur innewohnende Schüchternheit und Schamhaftigkeit unterdrückt werden.“

„Ach stören Sie mich nicht, Sie sind eine Prüde.“

Einige Tage später klagte Emilie über den Mangel an Fleiß und Aufmerksamkeit bei Ulrichen in den Lehrstunden, worauf die Gräfin erwiderte:

„Meiner Ulrichen fehlt es gewiß nicht an natürlichem Verstand und schneller Fassungsgabe, allein man muß verstehen, meinem Kinde das Lernen amüsant zu machen und dazu ist Ihre Pedanterie freilich nicht geeignet.“

Emilie seufzte und bat um Erlaubniß, ihre Freundin, Sophie von Lindenbergh besuchen zu dürfen, welche ihr vielleicht, wie sie meinte, nützliche Rathschläge geben könnte.

Sie fand die Lindenbergh beschäftigt, ein Mädchen von fünf Jahren zu unterrichten, die zu ihren Füßen sitzend, zutraulich zu der Lehrerin ausblickte.

„Wer ist das hübsche Kind!“ fragte Emilie.

„Erkennst Du sie nicht an der Aehnlichkeit, es ist das einzige Töchterlein unserer armen Johanna.“

„Und wo ist Johanna?“

„Suche die Unglückliche dort oben! Sie ertrug lange in stiller Ergebung und Sanftmuth, die Rohheit und Treulosigkeit ihres Mannes, bis sie sich zuletzt von ihm die Erlaubniß erbat, ihre Aeltern besuchen zu dürfen. In ihrem letzten Briefe an mich, nahm sie wehmüthig Abschied von ihrem Gatten, ihrem Kinde und mir. Und ich konnte mir gar nicht erklären, was dieser Brief zu bedeuten hätte. Vierzehn Tage später erhielt ich wieder einen Brief aus Lindau von Johannas Vater mit der Botschaft, seine Tochter sei eines Abends ganz allein und weiß gekleidet ausgegangen und so lange ausgeblieben, daß man sie Tage lang suchte, bis sie endlich als Leiche gefunden wurde, von den Wellen an das Ufer des Sees getrieben. Hier liegt zwischen zwei moosigen Felsen, von einer Trauerwinde beschattet, ein weißer Leichenstein mit der goldenen Aufschrift:

„Es ruht ein müdes Frauenherz.“ —

Als Theobald die Nachricht von dem Tode seiner

Frau erhielt, war er wie von Sinnen — er schämte sich vor der ganzen Welt, die ihn schon früher verachtet und wanderte nach Amerika aus.“ —

„Johanna hat ihr freudenloses Dasein überstanden, mir schenkt die Vorsehung noch Kraft, das meinige zu tragen,“ sagte Emilie, indem Thränen in ihren Augen zitterten.

Sophie, welche wohl erkannt hatte, daß sich ihre Freundin in einer gedrückten, unglücklichen Lage befand, schlug ihr vor, eine Mädchenanstalt mit ihr zu begründen, welcher Vorschlag bereitwillig angenommen wurde.

Erst in ihrem neuen Beruf festen Fuß fassend, gelangte Emilie wieder zu der ermutigenden Ueberzeugung, daß unermüdetem Kampf doch endlich der Sieg folgt.

Eines Abends, als sie in ihrem Zimmer allein arbeitete, ging die Thüre schnell auf und Arthur trat ein. Sie war sprachlos vor Freude und Ueberraschung. —

„Emilie!“ rief er aus, „ich weiß, daß Du mich noch immer liebst, und ich Dich meine Braut nennen darf. Lange folgte ich in ehrsüchtiger Ferne Deinen Schritten — bis jetzt, wo ich mich durch meine Stellung in der Welt Deiner würdiger glaube.“

„Was kann ich Dir aber sein und darbieten? — Ja damals, als ich auf den Schweizer Bergen mit Dir schwärmte, war ich noch blühend und jung; jetzt haben Kummer und Sorgen meine Stirn gefurcht und meine Wangen gebleicht.“

„Ist nicht Dein Antlitz noch unverändert der Abganz einer schönen Seele? ist diese Schönheit vergänglich wie andre? und zielt nicht jetzt eine Krone von Verdiensten Dein edles Haupt? O! laß uns wieder jung und glücklich werden in der Erinnerung, laß uns die hoffnungsvolle Vergangenheit zur Gegenwart werden und unsere Vermählung dort feiern, wo ich Dich zum erstenmale gesehen: im Schachenbad.“

Aurora.

Erzählung nach dem Französischen des Alphons Esquiros.

I.

Auf der Terra Firma, eine Stunde von Venedig, lag einst eine berühmte Villa, Santa Flora genannt, welche an einem sanft anstrebenden Hügel gelegen,

sich der Sonne entgegen ausbreitete. Ein weiter Park, mit von gelbem Sande angefüllten Alleen, mit großen Blumenvasen, Statuen von weißem Marmor und Wasserbassins mit Springbrunnen umgab die Facade.

Die goldene Sonnenuhr zeigte auf Mittag. Die Vögel hielten unter Blätterverstecken ihre Ruhe und die Schwäne des Teichs schliefen am Rande des Wassers in dichtem Grase an einander gedrängt. Diese Ruhe und Einsamkeit der Nacht herrschte in Mitten des Tages.

Von den Fenstern der Villa hatten sich die Vorhänge gelöst, welche von einem schweren aber lauen Luftzuge bewegt, wie Segel dabinschlatterten. — Alle Gänge des Parks waren vereinsamt und glichen mit ihrem erwärmten und schimmernden Sande langen Lichtstreifen. Man hätte geglaubt, ein verlassenes Schloß vor sich zu sehen; nur eine maskirte Venetianerin schritt mit einer Negerin, einer großen und schönen Frau durch die Gänge.

Sie hielt über dem Haupte ihrer Herrin einen runden Sonnenschirm mit rothen Franzen garnirt. Die junge Venetianerin war blond und weiß. Marmor in Gold gefaßt.

Sie trug das Costüm der Edel Damen Venedigs: eine Feder und Perlenschnüre in den Haaren, ein seidenes Leibchen von changierender Farbe, mit einer Reihe Baudschleifen und einem Gürtel von Perlen, einen weiten Rock, an den Hüften offen mit großen Falten; ihre Füße bekleideten Babuschen und in der Hand hielt sie einen Fächer von Pfauenfedern. Zu dieser auffälligen Toilette muß man sich noch das Lichtgewand denken, womit der mittägliche Himmel seine Kinder bekleidet, und welches der reichste Schmuck auf dieser Welt ist.

Dieses junge Mädchen hieß Aurora und war schön wie der Tag.

II.

Aurora, welche unter Vormundschaft einer alten Tante in der Villa Santa Flora wohnte, galt für eine sehr reiche Waise. In dieses Haus war ein einziger Mann eingeführt, Graf Romeo Malatesta. Man denke sich einen schönen Herrn jener Zeit (man konnte damals im 16. Jahrhundert sein) mit Krause, Feder

und Schnurrbart, unter seinen stählernen Knien einen arabischen Hengst zermalmend, fast immer den Degen oder den Dolch in der Faust für eine Frau, für ein Lächeln, für nichts: sanft und girrend, wie eine Holztaube in die Ohren der Schönen, schrecklich wie ein Löwe vor dem Feinde, der Liebe mit vollen Händen Gold spendend, wie ein verschwenderisches Kind, welches in seines Vaters Kasse immer Beute und in den Herzen der Weiber immer einen Platz zu finden weiß.

Romeo war Aurorens Cousin.

Er hatte sich bis zur Narrheit in seine Cousine verliebt, welche wohl das schönste Mädchen von Venedig und der Umgegend war: man konnte sagen, daß Aurorens Haare reifen Kornähren, die Augen dem lapis-lazuli, der Mund Korallen, die Zähne Perlenmutter, der Arm Marmor, die Gesichtsfarbe Rosen und Milch glichen; aber diese Bilder konnten auch auf andere Frauen von wenigstens zweifelhafter oder gewöhnlicher Schönheit Anwendung finden, während Aurorens Schönheit die bestimmteste und einzigste war, welche man sehen konnte.

Aurora war ihrem Cousin Romeo Malatesta nicht gewogen.

Man konnte hierbei der Vermuthung Raum geben, daß das junge Mädchen das Herz eines andern Mannes eingenommen, daß das Bild eines glücklichen Nebenbuhlers wie ein Schatten vor ihren Augen vorüberschlich, wenn sie Romeo anblickte, und sie ungerecht gegen ihren Cousin machte; aber nein; wir können in ihre Seele schauen, so tief wir wollen, selbst ihr Schutzengel suchte alle Abende vergebens, sie zu ergründen; es war unmöglich, die geringste heranwachsende Leidenschaft zu entdecken. Im Grunde liebte sie Romeo so viel wie einen andern Mann; aber, um es herauszusagen, sie liebte Keinen.

Aurora war in Wahrheit ein vollkommenes Geschöpf. Wenn sie mit ihren langen, goldenen Haaren, welche ihr vom Kopfe wie eine Krone herabfielen, dahin schritt, man hätte sie eine Königin nennen können, wenn sie ihre großen blauen, fast immer bescheiden verschleierte Augen öffnete, die Gottlosesten glaubten sich im Himmel.

Bei alledem hatte sie nur einen Fehler: Aurora war eine Schönheit ohne Liebe, eine Blume ohne Honig. Eines Abends, nachdem die alte Tante nach

dem Abendessen, welches gegen sechs Uhr statt fand, in ihre Stube hinaufgegangen war, um eine Bibelstelle zu lesen, denn sie war sehr fromm, bot Romeo seiner Cousine seinen Arm an, um auf die Terrasse zu gehen, frische Luft zu schöpfen. Die Sonne neigte sich zum Untergang. Die Statuen, die großen durch Amorinen getragenen Blumenvasen, die Treppen und Marmorbecken des Parks zeichneten sich auf den schon von Schatten bedeckten Mauern scharf ab. Der gewitterartige Lärm des Meeres, welches eine halbe Stunde von der Villa entfernt war, ließ diesem Abendchauspiel sein ewiges Concert. Dies war eine heilige Stunde und zur Liebe geschaffen. Die Vögelpaare schläfernten sich im Gebüsch in Gezwitscher ein; die Blumen öffneten ihre Kelche dem Abendhauch, gleich einem durstigen Munde, und der Windhauch trug den Athenzug Romeos zu dem von Aurora. Plötzlich bückte sich die Schöne, um Lotus in ein Marmorgefäß zu pflücken. Romeo, der den leisesten Wünschen seiner Cousine entgegenkam, suchte ihr sofort einen Strauß und überreichte ihr ihn mit Lächeln.

„Sie lieben die Blumen, schöne Cousine?“

„Nein, gab sie ihm durch eine Kopfbewegung zu verstehen.“

„Nun, was lieben Sie denn?“

Aurora richtete Augen auf ihn, die einen Mann rasend machen könnten, sie war nie so schön gewesen, und ihr Mund öffnete sich und Romeo hoffte und erwartete mit unaussprechlicher Bangigkeit das Wort, welches von ihren göttlichen Lippen fallen sollte.

„Ich liebe Nichts,“ antwortete sie.

III.

Aurora fand sich in alle Bedingungen gesetzt, welche bei einem jungen Mädchen den Herzensschlaf unterhalten. Erstens war Aurora schön, und nur die Häßlichen lieben. Aurora, Gräfin von Rimini, galt ferner für eine der reichsten Erbinen Italiens und das Vermögen verschafft den Frauen eine Masse Zerstreungen, welche die Liebesgedanken von ihnen entfernen. —

Sie besaß eine glänzende Villa, mit Badesälen von Marmor, eine Menagerie wilder Thiere (einen großen Luxus der damaligen Zeit) ein Vogelhaus

mit Drathgittern versehen, sehr merkwürdige Vögel enthaltend, prächtige Galerien von Cedernholz mit Säulen und Fresken geziert, Mosaikpflaster, und allen diesen Pomp der damaligen Zeit. Unter ihren Lieblingsthieren zeichnete sie in ihrer Villa besonders aus einen weißen Papagei, den achten Rakadu in Indien, dessen Kopf mit einer gelben Haube bedeckt ist, einen kleinen um den Kopf zerzausten Greifhund und eine Negerin vom schönsten Schwarz, mit welcher der Leser bereits Bekanntschaft gemacht hat.

Von Bedienten, deren Namen sie selbst nicht wußte, und die alle ihres Winkes harren, wimmelte es in diesem Hause. Der leiseste ihrer Wünsche und der geringste ihrer wunderlichen Einfälle galt als ein Ereigniß und im Stalle hielt man immer ein Pferd gefattet und gezäumt, um in die Stadt zu schicken.

Ihre Stube war ein Eldorado eines Mädchens. Fenster von mattem Glase milderten der Sonne goldene Strahlen, die auf den Fußboden fielen. Rosige Marmortapeten, deren Blumenschmuck und Zeichnungen von Silber waren, zierte die Wände. Blumen von allen Farben tauchten ihre zarten Stengel in den langen Hals der Vasen von chinesischem Porzellan. Gestelle von Citronenholz trugen alle Arten Lacke, Marmor- und Goldarbeiten. Spiegel aus Venedig, mit breiten, gediegenen Rahmen wiederholten sich wechselseitig von einem Ende des Zimmers zum andern, so daß Aurora durch sich selbst von einer Anzahl reizender Mädchen umgeben war. —

In einer geweihten Nische, die in der Wand angebracht war, erhob sich eine heilige Jungfrau ohne Christuskind; an dem Fuße dieser Statue befand sich ein Betstuhl, worauf Aurora des Morgens beim Aufstehen und des Abends vorm Niederlegen kniete. Ihr Bett war ein reizendes, weißes und sauberes Laubennest. Vorhänge von rothem Atlas, welche frei über einer Vorhangstange durch einen goldenen Ring glitten, hielten in ihren Falten die neugierigen Strahlen des Mondes auf. Die Kopfkissen waren von so weichen Federn und drückten so weich alle Formen des schlafenden Mädchens ab, daß man glauben konnte, sie bestehen aus den Flaumfedern ihres Schutzengels. Von ihrer Garderobe wollen wir nichts sagen; dies dürfte nur ein endloses Aufzählen von Blumen, Bändern, Schnuren von Stahl, Perlschnuren, Federn, Flitterstaat, aller

Art werden, worüber unsere jungen Leserinnen nur eifersüchtig sein, und ernste Männer ein Aergerniß finden würden.

Alles das vereinigt ersetzte Aurora einen Geliebten.

IV.

Romeo kam einige Tage lang nicht in die Villa; ja er hatte sogar geschworen, seinen Fuß nicht wieder dahin zu setzen: aber Liebeschwüre sind Schwüre eines Berauschten. Er kam doch wieder, durch Zufall, wie er selbst glaubte; nämlich als er eines Morgens ausreiten wollte, um sich zu zerstreuen und den Zügel unbesorgt auf dem Halse des Pferdes hängen ließ, ging sein Soliman (dies war der Name des edeln Thiers) der den Weg nach der Villa sehr oft gemacht hatte, denselben ohne Zaudern, und Romeo hatte nicht den Muth, ihn davon abzulenken. Im Gegentheil; die Villa Santa Flora war für ihn der Palaß der schönen Armide geworden seitdem Aurora darin wohnte: darin war für ihn hellerer Tag, als anderswo, die Vögel sangen viel lustiger, das dicke Gebüsch wehrte der Sonne besser, die Blumen prangten schöner mit ihren Farben auf dem grünen Teppich und die Flüsse geleiteten mit sanfteren Rieseln, klarer in ihrem Sandbette dahin. Es war ein anderer Himmel und eine andere Welt für ihn. —

Romeo Malatesta, damals obungefähr 21 Jahr alt, war ein Don Juan im besten Zuge und zählte mehr Liebshäften als Jahre; doch wir müssen gestehen, daß der Löwe seit einiger Zeit sehr besänftigt ist, er verführte zwar noch fünf bis sechs Herzoginnen monatlich, es geschah aber nur aus langer Weile, und um sich zu amüsiren. Romeo hielt auf Christenpflicht. Kurz und gut, Malatesta hörte auf ein Verführer zu sein und widmete sich der Liebe. Als er zu seiner Cousine kam, nahm er die kalteste und stolzeste Miene an, die er finden konnte; selbst die Hand küßte er ihr nicht beim Eintreten. Aurora von Rimini bemerkte dies gar nicht und begegnete ihm wie gewöhnlich mit überhäufend gutigem Lächeln. Lieber hätte Romeo eine Ohrfeige von der schönen Hand seiner Cousine leiden wollen, als dieses Lächeln. Die alte Tante, welche das lange Außen-

bleiben langweilte, that alles Mögliche bei diesem Empfang, welcher der zärtlichste und angelegentlichste auf der Welt wurde. —

„Wie können Sie schöner Springinsfeld vier lange Tage wegbleiben, ohne uns zu besuchen; das ist wahrhaftig nicht zu entschuldigen, und wenn ich Ihr Beichtvater wäre, Sie müßten Ihre Cousine Aurora zur Strafe auf beide Wangen küssen.“ — Obgleich diese Strafe sehr süß war, wollte sich Romeo aus Stolz und um sich wirklich böß zu stellen, ihr doch nicht unterwerfen.

„Waren Sie denn, fragte die alte Tante ganz aufgeregt, in Indien? Kommen Sie aus Afrika? Sind Sie unterwegs von Seeräubern überfallen worden? Oder haben Sie vielleicht, was am Ende das Wahrscheinlichste ist, eine neue Cousine in der Stadt gefunden?“

Romeo antwortete, er käme aus Venedig und nicht aus Indien; ebenso wenig sei er von Seeräubern unterwegs überfallen worden, und in der Welt gäbe es nur eine Cousine, dies sei Aurora.

„Ich möchte, fügte er hinzu, mein Leben zu ihren Füßen hinbringen.“

„Es ist gut, es ist gut, lächelte die alte Dame erzwungen, indem sie die Stirn runzelte, um sich lebenswürdig zu machen; aber sagen Sie uns doch die Ursache Ihres langen Wegbleibens; wenn kein Kalender da wäre, wir glaubten, Sie hätten sich ein Jahr lang nicht sehen lassen.“

„Ich wünschte, erwiderte Romeo, Aurora könnte dasselbe darüber sagen.“

„Wie! Aurora hat sich zu Tode gelangweilt, Sie nicht zu sehen; das arme Mädchen kam ganz ab, beinahe hätte ich geglaubt, sie würde so häßlich werden, wie ihre Freundin Leonore, die Sie kennen.“ —

Ein flüchtiger Blick auf die Frische und fröhliche Schönheit Aurorens genügte, um die letzten Worte der Tante Lügen zu strafen. Madame von Santa Flora hatte, wie dies oft geschieht, die Liebeserklärungen für ihre Nichte übernommen, und mancher Mann läßt sich das recht wohl gefallen.

„Ich lasse Sie aber nicht los, blieb hartnäckig die alte Tante dabei, Sie müssen uns durchaus sagen, was Sie abgehalten, uns so lange nicht zu besuchen, schöner Eigensinn.“

„Ich glaube meine Cousine weiß es,“ antwortete er.

„Ich! sagte Aurora mit erstaunter Bewegung, ich weiß ganz und gar nichts.“

„Schon gut, schon gut, ich verstehe, meinte die gute Dame; ein gegenseitig verstandenes Schmolzen, nicht wahr? Ich wahr auch gern einmal böß mit Herrn von Santa Flora zur Zeit, als er mir den Hof machte. Damals war ich nicht runzelich, wie jetzt und er hat mich gewiß eben so gut meiner Figur willen, als wegen meiner dreihunderttausend Ducaten geheiratet.“

Man brachte den Tag vollends unter verschiedenen Gesprächen hin. Romeo Malatesta ließ seinen italienischen Wig so glänzen, nahm eine so triumphirende Stellung in seinen Lehnstuhl an, brachte so schöne Worte in der Sprache, welche nur zu Herzenssachen geschaffen scheint hervor, und richtete sie mit so zärtlichen Blicken, so gewandt und so behendt gegen Aurora, daß Sie, meine schönen Leserinnen, an ihrer Stelle verliebt wie ein Täubchen geworden wären.

Als er ging, ließ er ein Billet in die Hand seiner Cousine gleiten. —

V.

Was dieses Billet enthielt, kann ich allerdings nicht sagen; aber was kann ein Billet von Romeo an Aurora anders sein, als ein Liebesbrief?

Es scheint sogar, als wenn der junge Venetianer darauf rechnete, daß diese Erklärung Eindruck machen würde; denn, anstatt sich eiligst zu entfernen, um die Stadt zu erreichen, wie es am sinkenden Tage rathsam war, postirte er sich unter einen großen Baum, die Fenster Aurorens zu belauschen, welche von dem blaffen Scheine einer Lampe, wahrscheinlich durch den Schatten eines hellen Vorhangs gedämpft, sanft überstrahlt wurde. Diese Helle verschwand indes bald; Aurora legte sich zu Bett.

Romeo entfernte sich die ganze Nacht hindurch nicht. Seine Augen trennten sich nicht von dem Zimmer, in welchem das Mädchen schlief, die er liebte. Er hätte in diesem Augenblick der Bettvorhang sein mögen, der sie sorgfältig umschlossen hielt.

Aurora erwachte beim ersten Singen der Vögel. Mit ihren hübschen gräßlichen Fingern zog sie die

von Stickereien strogenden Vorhänge auseinander und erfreute sich auf dem Balcon der frischen Morgenluft; dann setzte sie sich, nachdem sie ihre Hand über ihre blonden Haare hatte gleiten lassen, um solche zu glätten an einen Tisch. Romeo sah sie sehr deutlich eine Feder in die Hand nehmen und schreiben. Sein Herz schlug unruhig. „Es ist mein Urtheil, was sie unterschreibt, sagte er zu sich selbst. Liebt sie mich, so werde ich leben, wenn nicht, so sterbe ich. Was ich ihr gestern Abend mittheilte, scheint sie bewegt zu haben; es war so zart dieses Billet, alles was Zärtliches, Trauriges und Verliebtes in meiner Seele war, habe ich hineingeschrieben!“

Er wartete bis es Tag wurde. Als Aurora aus dem Zimmer getreten war, um in den Garten hinunter zu gehen, wo sie ihre gewöhnliche Promenade vor dem Frühstücke machte, schlüpfte Romeo ungeschen in das Haus. Die Thür von Aurorens Zimmer stand offen; er trat ein und warf einen flüchtigen Blick um sich: Noch sah man auf den wolligen Flaum des Bettes den frischen reizenden Abdruck der jungen Gräfin. Bei dem Bette stand ein Tisch, und auf dem Tische lag ein leicht gefalteter Brief; auf den sich Romeo mit Verzweiflung stürzte. Der junge Venetianer wurde blaß wie ein Angeklagter, der sein Urtheil erwartet. Er las:

„Meine liebe Filomena.

Diese Nacht träumte mir, Du seist in einen blauen Vogel mit goldenem Schnabel und roßigen Klauen verwandelt; das beunruhigt mich. Schreibe mir schnell, ob mein Traum wahr ist. Nimm die längste Deiner blauen Federn dazu, mein allerliebster Vogel! denn ich habe lange Weile und Deine Briefe amüßten mich

„Aurora.

VI.

Romeo bekam keine Antwort von seiner Cousine. Deshalb ließ er es sich hinfort noch immer angelegen sein. Der junge Venetianer kam dreimal wöchentlich in die Villa Santa Flora. Er ging oft allein mit Aurora, an den Stunden des Tages, wo die Sonne die Köpfe am meisten verbrennt; wo der böse Geist des Mittags seine wollüstigen Dünste in die Luft verbreitet, spazieren; aber alle diese Aufwallungen vergingen sehr bald vor den Spötereien

dieses spröden und blonden Kindes. Sie mit Sturm zu nehmen, schien ihm ein Act der Feigheit, welcher weder den Stolz Romeos noch seine Liebe befriedigt haben würde. Er wollte ja nicht nur ihre Jungfräulichkeit, er wollte ihr Herz.

Um dieß zu gewinnen that er alles: Auf ihren Spaziergängen unter Bäumen, längs der hellen Fischteiche, seufzte er ihr Sonnets von Petrarca oder Verse von Tasso in die Ohren; er führte sie an den Rand des Wassers, damit sie sehen sollte, wie schön sie sei und Mitleiden habe mit dem, der sie liebt; er erfand für sie tausenderlei durchbohrende Blicke, tausend unwiderstehliche Seufzer; er blieb manchmal mehrere Tage weg, ohne zu kommen, in der Absicht, durch seine Abwesenheit Langweile, und durch sein Wiederkommen den Effect aufzusparen, mit einem Wort, er wendete alle Kriegslist des Gefühls mit allen Hülfsmitteln und aller Kunst an, aber alle diese Mittel, wovon ein so gewandter Mann, wie Malatesta mit einem einzigen, die Tugend aller Frauen Venedigs erobert haben würde, vermochten nichts bei seiner Cousine. Das weise und zarte Mädchen hatte eine dreifache Festung um ihr Herz.

Romeo hatte bisher mit dauerndem Glück bei den ersten Damen der Republik reussirt, weil er bei nur weniger oder gar keiner Liebe zu ihnen, in seine Angriffe eine Ordnung, eine Berechnung, eine Kaltblütigkeit setzte, welche seine Leidenschaft dießmal auf sehr thörigte Weise zerstörte. Die erste Bedingung um in der Liebe sein „Glück zu machen“ besteht darin, daß man nicht verliebt ist.

Es ist gewiß wahr, die in den Romanen, als die feinste, beredteste und geistreichste geschilderte Liebe, ist die einfältigste. Romeo war in Aurora sterblich verliebt, und sobald er sich allein mit ihr befand, fand er auf seinen Lippen nicht ein einziges von den schönen Worten mehr, auf die er sich vorbereitet hatte. Indesß der Leser wird sich über die kostbare Sprache Romeos wundern, als er eines Tages, in den Alleen des Parks ein Gespräch mit seiner Cousine anknüpfte; allein diese poetischen Gedanken, die wir heute für ein Spiel des Geistes halten, waren damals wirklich Blüthen des Gefühls im zärtlichsten Herzen gepflückt.

„Aurora, Sie mögen wollen oder nicht, Sie werden mich dennoch lieben.“

„Ich mag wollen oder nicht?“

„Sie mögen wollen oder nicht.“

„Das ist stark!“

„Es ist nur Wahrheit.“

„Ich wette, daß dieß nicht sein wird.“

„Ich schwöre Ihnen, doch“.

„Wie werden Sie das machen?“

„Das ist mein Geheimniß. Es wäre nicht den Kriegsgesetzen gemäß, wollte ich Ihnen dieß sagen. Man eröffnet dem Feinde seinen Angriffsplan nicht vorher, und Sie sind jetzt meine Feindin, schöne Cousine.“

„Ich, schöner Cousin?“

„Eine erbitterte und unbesiegbare Feindin, die mir allein mehr zu schaffen macht, als eine ganze bewaffnete Flotte von Genua auf dem Meere.“

„Das wird ein sehr zärtliches Gefecht zwischen uns werden, schöner Cousin, ohne Tod und Wunden.“

„Ich bin im Gegentheil ganz mit Wunden bedeckt, die Sie mir, schöne Cousine geschlagen haben.“

„Wirklich? Ich habe Ihnen nicht ein Haar gekrümmt.“

„Wenn ich Ihnen mein Herz zeigen könnte, anbetungswürdige Grausame, so würden Sie finden, daß es von den Pfeilen, die aller Augenblicke von Ihren sanften Augen darauf abgeschossen werden, ganz zerfleischt ist. Die Wunden, die wir Kriegsmänner täglich in Degengefechten bekommen, sind alle Nichts, gegen die, die Ihr uns schlaget, liebenswürdige, kleine Mädchen. O, Ihr Tauben, Guet roßiger Schnabel ist gefährlicher, als der harte, gebogene Schnabel des Geiers.“

„Sie sind sonderbar: warum soll ich Sie durchaus lieben, mein schöner Cousin?“

„Weil ich Sie auch liebe.“

„Das ist kein guter Grund, den Sie mir da angeben. Wenn alle leidlich hübschen Mädchen verbunden wären, Alle die da vorgeben, daß sie vernarrt sind, wieder zu lieben, da hätten sie viel zu thun, und Sie würden nichts mehr davon wissen wollen.“

„Haben Sie wenigstens Mitleid mit meinem Schmerz.“

„Ich bedaure Sie herzlich“, erwiderte Aurora lachend.

„Boshafte! Ich wundre mich nicht mehr über Ihre Frische und Weiße, kleiner Vampir, der Sie unser bestes Blut ausaugen und uns das Herz zerfleischen mit Ihren kostbaren Perlenzähnen.“

„Es ist ungerecht, was Sie mir da sagen. Ich bin nicht im Geringsten grausam, das wissen Sie wohl; ich kann keinen Vogel todtmachen sehen, und wenn ich einen Tropfen Blut, durch einen Nadelstich verursacht fließen sehe, so wird mir übel.“

„Ja, aber Menschen töden Sie.“

„Wen habe ich denn jemals getödet, frage ich Sie.“

„Mich, liebenswürdige Feindin.“

„Zu einem Todten, mein lieber Cousin, sehen Sie mir doch zu wohl aus und ich weiß mehr, als einen Lebenden, der Sie um Ihr frisches Ansehen beneiden würde.“

„Ich sage Ihnen, daß ich sterbe werde.“

„Ich verbiete Ihnen dergleichen zu thun.“

„Aurora, wenn man Sie nicht lieben soll, warum sind Sie so schön?“

„Weil es mir so gefällt, mein Cousin. Ihr Männer mischt Euch immer in unsere Angelegenheiten, während wir uns so wenig um die eurigen kümmern. Habe ich jemals Erwähnung gemacht, ob Sie schön oder häßlich sind, ob Sie schwarze oder grüne Augen, blonde oder rothe Haare haben?“

„Das liebt Ihr Frauen einmal nicht.“

„Da irren Sie sich, schöner Cousin.“

„Sie lieben?“

„Ja, mein Cousin, ich liebe Jemanden.“

„Sein Name?“ fragte Romeo zitternd.

Sie schien zu stocken, doch plötzlich nahm sie den Ton einer hübschen Frau an und antwortete: „Ich liebe Fassombroni.“

VII.

Wer ist dieser Fassombroni? wird der Leser auf dieses ungestüme Antworten nicht vorbereitet fragen.

Fassombroni war ein Räuberhauptmann, wie es deren damals in Italien gab. Sein Name flog seit einigen Tagen von Mund zu Mund. Man erzählte

sich tausenderlei von ihm, aber wie oft beruhen diese Arten von Berühmtheiten auf gar nichts Bestehendem, ja man erzählt oft von diesen Abentheurern die Lebensgeschichte, ihre Größe, ihrem Untergange und Tod, bevor sie sich noch die Zeit genommen haben zu existiren. —

Fassombroni fehlte es nicht, wie man sich erzählte an einem wilden und sonderbaren Charakter. Er lebte mit seiner Bande in den Wäldern, wo die wilde Schweinsjagd, Sturm mit bewaffneter Hand auf feste Schlösser, Angriffe auf Convois bei hellem Tage, die Uebungen der Banditen und ihres Chefs ausmachten. Er hatte die wilde Großmuth von Leuten seines Schlags; wenn er den Reichen die Börse wegnahm, so kam es oft vor, daß er die der Bettler und Zigeuner füllte; wo er hauste war die Staatscasse leer, die Armencassen aber gewiß gestrogt voll von Geld.

Man erzählt noch, daß er wegen thörigter Liebenschaften gefangen gehaltene Mädchen aus Thürmen befreit hätte; daß er mit den ersten Damen der Republik, Liebesintriguen unterhielt, und daß er ohne etwas dafür zu verlangen den berühmtesten Courtisaneen Venedigs reiche Geschenke machte, blos um ihnen zu danken, daß sie schön sind.

Aurora hörte diese Geschichten von Herzen gern, wobei eine rothige Bluth ihr in die Wangen stieg und ihr Herz ihr heftig klopfte. Sie bildete sich ein mit Fassombroni jähe Felsen zu erglimmen, mit fliegenden Haaren zu sein und des Nachts auf einem Bette von Baumästen zu schlafen, die sie bisher nur auf Eiderdunen geschlafen hatte.

Im Grunde liebte Aurora den Hauptmann auch nicht mehr, als einen andern Mann; aber sobald sie es ihrem Cousin gesagt hatte, fing sie an durch Einbildung und Vorspiegelung es selbst zu glauben.

Schließlich wird ein Mädchen, die sich für verliebt hält, gewiß wirklich verliebt.

VIII.

Romeo dachte darüber nach, was ihm seine Cousine in Vertrauen mitgetheilt hatte. Ihn leuchtete ein, daß dieß eine verschrobene Idee des jungen Mädchens sei; aber als gewandter und einigermaßen

erfahrener Mann, suchte er nichts destoweniger Vortheil daraus zu ziehen. Der junge Herr Venetianer meinte, er sei vielleicht zu zierlich, zu artig, von zu guter Haltung, zu vollkommen, und seine Cousine fände, dieser schönen Manieren einmal überdrüssig, nur Langeweile und Ekel daran. Sie träumte in Wahrheit das Gegentheil: ein Räuber müsse von rauber, eckiger, entschlossener Natur sein, etwas rohes und wildes haben. — Er strebte daher sich umzubilden, wie jener Bürger, welcher Schafe in das Schloß des Herzogs von Richelieu stellte, damit sie den parfümirten Geruch des vorigen Herrn verlieren sollten, und versuchte zwei bis drei schlechte Eigenschaften in seinem Innern zu schwärzen und zu beugen, so daß er bald aus dem Geruch eines jungen Modeherrn kam. Malatesta lernte also rauchen, schwören und trinken. Mit dieser neuen Erziehung rechnete er, als er nach einigen Wochen wieder in die Villa Santa Flora kam, sehr stark auf einen guten Erfolg; aber sobald er den ersten Schwur ausstieß, rief Aurora aus:

„Mein Gott, mein schöner Cousin, wie ist Ihre Sprache häßlich geworden und wie unschön erscheinen Sie mir heute! Es ist also wahr, was man von Ihnen erzählt? Man sagt, Sie rauchten wie ein Flammländer, Sie schwörten wie ein Bauer und tranken wie ein Geistlicher. Alle diese Gewohnheiten verabscheue ich, und an meiner Tante Stelle dürften Sie mir nicht mehr ins Schloß kommen.“

„Pfiu, fügte die Tante noch hinzu, ein schöner junger Mann, wie Sie, schwören wie ein Landsknecht!“ Der Malatesta wußte kaum mehr Fuß zu fassen auf einem so schlüpfrigen Boden, und hatte beinahe Lust, seine Cousine zum Teufel zu wünschen, aber der Teufel mag keine Engel wie Aurora.

IX.

Inzwischen gelangte Fassombroni, der bisher nur poetische Erdichtung war, in kurzem, zu einer finstern und sehr schrecklichen Wirklichkeit.

Eines Tages erschien vor den Behörden zu Venedig ein Mann, ein alter Greis mit grauem Barte. In seiner Toilette herrschte die größte Unordnung; er trug langes schmutziges Haar, ein Wams von grobem Tuch durch einen Ledergurt festgehalten be-

deckte ihn nur mittelmäßig; seine nackten Beine, mit Verbaude besetzt, waren von Pulverkörnern durchlöbert; in seiner Hand hielt er einen Reifestock und trug an seinem Hals eine an einem Bindfaden befestigte Kürbisflasche. —

„Meine Herren, begann er zu den Gerichtsvorgängern, als man ihn zu sprechen nöthigte, ich komme aus dem Walde, wo die Räuber sind. Sie haben mich am Rande eines Wegs aufgegriffen, und obgleich ich Widerstand leistete, wie meine von Pulverkörnern strohenden Arme und Beine beweisen, so mußte ich doch der Uebermacht weichen. Anfangs hielten sie mich in geheimen Gewahrsam; als sie aber sahen, daß ich gutmüthig war und mich nicht zur Wehr setzte, vertrauten sie mir am Ende ihre Angelegenheiten an. Ich that, als ging ich auf ihre Interessen ein, bis der Tag kam, wo ich eine Oeffnung fand und aus ihrer Bande ent schlüpfte, wobei ich ihre Feldpläne mitgenommen habe. Hier sind die Papiere (und dabei zog der Greis eine in eine kupferne Kapsel eingeschlossene Rolle aus seiner Brust) welche die Geheimnisse der Räuber enthalten, und welche Ihnen die Mittel an die Hand geben werden, sich ihres Hauptmanns zu bemächtigen. Sie sind mit Zeichen geschrieben, die ich allein zu entziffern weiß. Wenn Sie mir zweitausend Ducaten zahlen, werde ich sie Ihnen überliefern.“ —

Eine unerhörte Freude drückte sich bei diesen Worten auf den Gesichtern der Magistratspersonen aus. Obgleich die Summe etwas stark war, ließen sie sie doch sofort dem Greise auszahlen und nachdem sie sich der Papiere bemächtigt hatten, schickten sie ihn auf einige Stunden unter guter Bewachung ins Gefängniß.

Die Rolle wurde mit Feierlichkeit geöffnet, sie war mit mehreren rothen Siegeln versehen, welche man vorsichtig einen nach dem andern erbrach. Man las die Unruhe und Neugierde der Erwartung auf allen Gesichtern. Endlich entfaltete der Präsident die Rolle langsam, um nichts von diesem kostbaren Stück zu zerstören; dann untersuchte er es von oben bis unten, und auf der Rückseite. —

Es war ein großes ganz weißes Pergament. — Der Rath außer sich, befahl, den Greis hereinzuführen. Man ging zu dem Kerker, wohin man ihn einstweilen gesperrt hatte, wo man die Eisengitter

mit einer Feile durchschnitten und den Mann verschwunden fand.

Den andern Tag fand man die zweitausend Ducaten in dem Armenkasten einer Kirche wieder.

X.

In der Villa Santa Flora gingen die Sachen ihren gewöhnlichen Gang. Die alte Tante ließ nur die Zahl ihrer Leute verdoppeln und setzte sie auf Kriegsfuß. — Von außen her kamen fortwährend die beunruhigendsten Gerüchte. Selbst Aurora fürchtete seit einigen Tagen den Räuberhauptmann, aber wie in der Bibel steht: Furcht ist der Anfang der Liebe. Im Grunde war Romeo der Urheber dieser tollen Leidenschaft seiner Cousine für den Räuber Fassombroni. Nur durch seine Gegenwart in der Villa, sein bößliches Benehmen, seine directen Angriffe auf das Herz des Mädchens, war er es, der ihr Liebesgedanken beibrachte; aber mit dem, was Malatesta in die Seele Aurorens gepflanzt hatte, ging es, wie mit den Körnern, die ein Gärtner in die Erde wirft und wovon die Hand eines Fremden die Blumen pflückt.

Das geschieht alle Tage, daß man bei den Schönen für sich zu wirken gedenkt und es für einen andern thut.

Seitdem Aurora mit größern Schrecken von der Bande Fassombronis sprechen hörte, fing sie an, etwas über ihre Wahl zu erröthen und trachtete, die Gedanken an den Räuberhauptmann weit von sich zu verscheuchen; aber es geht mit den bösen Gedanken wie mit den bösen Freunden, welche niemals mehr aufs Wiederkommen beharren, als wenn man sich bemüht, sie zur Thür hinauszuwerfen.

Das ruhige und einförmige Leben, welches man bei Frau von Santa Flora führte, ließ übrigens den aufregenden Gedanken des jungen Mädchens vollkommen Ruhe, Wurzel zu fassen. Verzärtelte und müßige Existenzen machen unruhige und abenteuerliche Köpfe. Aurora erwachte früh mit ihrer blonden Namensschwester, der jungen Göttin mit goldenen Haaren und roßigen Fingern; sie verrichtete ihr Gebet und machte Toilette, damit sie vor Gott und vor den Menschen schön sei; sie brachte den Tag bei ihrer Tante mit Lesen, Sticken und Nichtsthun far-

niente zu und schlief des Abends ein, ihre kleinen weißen Hände, wie Taubenflügel, über die Brust kreuzend. Dieses so unthätige Leben glich einem langen Schlafe, und Fassombroni der Räuber war der Traum darin. —

XI.

Das Weib hat keine Liebe in sich, das Weib bekommt sie vom Manne.

Ohne ihren Cousin Malatesta hätte Aurora nicht geahnt, daß es in der Welt etwas Aehnliches geben könnte; es besteht dieser Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern. Aber wenn die Mädchen sich einmal eingebildet haben zu lieben, so setzen sie auch einen unbesiegbaren Eigensinn darein. Aurora wollte ihn keineswegs aufgeben und bestand darauf, ernstlich für Fassombroni eingenommen zu sein. Wenn man es nicht glauben wollte, gerieth sie in großen Zorn und diese ohne alle Vernunft gefaßte Liebe war ein Ehrenpunkt für sie geworden.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Weimar.

über

Kunst und Künstler der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

VI.

Die Symphonie seit Beethoven.

(Schluß.)

Wie aber die Natur, wenn sie die Früchte des Jahres zur höchsten Reife gebracht hat, in einen langen Schlaf verfällt, wo die Blätter fallen, das dürre Holz gesammelt wird, die öden Stoppelfelder ein Spiel der Winde sind, und endlich Alles unter Schnee und Eis begraben wird, bis der Lärchenruf auf's Neue ertönt, und ein frisches, neues Leben sich regt: so war es nach Beethoven's Tode, als sei die Schöpferkraft der Zeit erlahmt, und als bedürfe der Geist des Jahrhunderts einer langen und tiefen Ruhe, ehe er neue Blüten treiben könne.

Berlioz' Lärchenruf war freilich schon erschallt.

Wer der einsame Frühlingsruf verhallte auf der öden Schneestepppe! — Berlioz dichtete zu derselben Zeit, als Beethoven von uns auf immer schied, schon seine erste Symphonie. Wer aber kannte ihn damals? Wer hat nach 10 Jahren später von ihm gewußt, außer wenig Auserwählte? — Er aber keimte unter der winterlichen Schneedecke fort und fort. Und als endlich der Winterchlaf von der Welt genommen ward, und das Eis von den Herzen thautete, da standen seine Werke da in voller Blüte und Pracht, als hätte es keinen Winterclaf gegeben, und keine Eistrinde um die Herzen. Die Andern kamen Alle erst später, und die Meisten zu spät.

In der großen und dünnen Steppe der dreißiger Jahre in Deutschland kein symphonischer Componist zu nennen, der für die jetzige Zeit noch von wirklicher Bedeutung wäre. Denn Franz Schubert, — „der phantastische Maler“ (wie ihn Schumann nennt) „dessen Pinsel gleich tief vom Mondesstrahle, wie von der Sonnenflamme getränkt war, und der uns nach den Beethoven'schen Neun Musen vielleicht eine zehnte geboren hätte“ — Franz Schubert war Beethoven zu bald in's Grab gefolgt! Nur eine Symphonie ist von ihm bis auf unsere Tage gekommen, und auch sie ruhte fast 20 Jahre im Staube verborgen. Er schrieb sie ein Jahr nach Beethoven's Tode. Es war seine letzte, und er hat sie nie gehört!

Und Spohr? Ihn traf das entgegengesetzte Loos, aber nicht das beneidenswerthere. Er hat sich selbst überlebt! — Spohr „dessen zarte Rede in dem großen Gewölbe der Symphonie, wo er sprechen sollte, nicht stark genug wiederhallte,“ war für die Zeit des musikalischen Interregnums in Deutschland nicht ohne Bedeutung, aber er ist für die jetzige völlig bedeutungslos geworden.

Dennoch muß Spohr hier genannt werden, weil er der Einzige war, der in jener Zeit es wagte, Programm-Symphonien zu schreiben. — Aber freilich, welche Programme! Er griff nicht nach Schiller, Goethe oder Shakespeare, sondern „nach einem fast formloseren, als die Musik selbst ist, nach einem Lob auf die Tonkunst, nach einem Gedicht, das ihre Wirkungen schildert. Er beschrieb also in Tönen die Töne, „wie der Dichter beschrieb, lobte die Musik mit Musik.“ — Wir meinen hier die „Weise der Töne“, die Spohr nach einem Gedicht von Carl Pfeiffer componirte, dem Umfange nach einem der größten, welches zu einem symphonischen Vorwurf (mit Ausnahme der neuesten Zeit) benutzt wurde, dem Inhalte nach freilich das kleinste, das wir kennen. Das Werk selbst ist allenthalben bekannt, und auch beliebt. Es gehört jedenfalls zu Spohr's besten. — Er schrieb später noch eine Symphonie: „Irdisches und Göttliches

im Menschenleben“ — aber hier griff er das Thema viel zu hoch. Er wollte Himmel und Erde mit einem Griff umspannen, und erfaßte Keines von Beiden. — Endlich schrieb er noch die „Jahreszeiten“, die er lieber hätte ungeschrieben lassen sollen.

Da wären wir nun schon am Ende der dreißiger Jahre angekommen. Denn was hilft es, wenn ich Ihnen noch die Namen: Moscheles, Ries, Duslow, Kalliwoda, Lachner, Maurer, Schneider, Müller, Hesse u. nenne, da ich zugleich hinzusetzen muß, daß es für die Geschichte der Symphonie völlig gleichgültig sei, ob diese Componisten je gelebt und componirt haben, oder nicht? — Keiner wagte, an den alten Formen zu rütteln, Keiner außer Spohr wagte auch, das damals noch streng verpönte und verrufene Wort „Programm“ in Verbindung mit seinen Symphonien nur zu nennen, wievielweniger anzuwenden.

Maršner und Cherubini, die von der Beethoven'schen Zeit auf uns herüber kamen, haben nie eine Symphonie geschrieben. Beide gestanden ihr Unvermögen ein, nach Beethoven noch eine Symphonie zu schaffen. Und weil sie nicht über ihn hinaus konnten, zogen sie vor, zu schweigen. Es liegt in dieser stolzen Bescheidenheit unzweifelhaft ein größerer Sinn, als in dem geschäftigen Nichtsthun aller Derer, welche glaubten, daß Symphonien nun einmal geschrieben werden müssen, und daß sie ganz besonders dazu berufen seien, Beethoven's Nachfolger zu sein!

Nun kam Mendelssohn. Er sah wohl ein, daß auf dem bisherigen Wege nicht weiter zu kommen sei, doch war er noch zu sehr Formalist, um den entscheidenden Schritt thun zu können, auf Beethoven's neuunter Symphonie fußend, die alte Tradition und Schablone der Symphonie-Fabrikanten energisch zu stürzen. Er machte die merkwürdigsten Experimente, um den alten, unfruchtbaren Schlendrian zu umgehen, ohne doch als Reformator auftreten zu müssen. Denn Mendelssohn wollte Niemand vor den Kopf stoßen und suchte womöglich Alles Aufsehen zu vermeiden. Er war der Diplomat im Salon, und ist deshalb noch heute der Liebling aller ästhetischen Thee's, das Entzücken der „Geistreichen“, das Muster Aller die „Carrière“ machen wollen.

Was that Mendelssohn? — Nachdem seine erste Symphonie in C-moll (op. 11, die kaum seine enthusiastischen Verehrer kennen und loben) spurlos vorübergegangen war, schrieb er (1840) eine Symphonie-Cantate, den „Lobgesang“, (op. 52) der leider in der Anlage mit Beethoven's 9. Symphonie sehr bedenkliche Aehnlichkeiten hatte (3 Instrumentalsätze, mit anschließenden Chören und Soli) während in den Gedanken und in der Ausführung sich ein so gewaltiger Abstand zeigte, daß nur der Mendelssohn-Enthusiasmus, welcher in den vierziger Jahren alle Köpfe anfüllte, (weil man allerdings in ihm den Erlöser von dem all-

*) Mod. et Schumann.

gemein gefühlten Abdruck der dreißiger Jahren mit Freuden begrüßen mußte) daß nur dieser fanatische Enthusiasmus es erklären kann, wie man die Leerheit dieser Symphonie-Cantate neben Beethoven's Ode-Symphonie weder deutlich fühlte, noch viel weniger auszusprechen wagte.*)

Kurz darauf folgte Mendelssohn's dritte Symphonie in A-moll (op. 56). Auch sie zeigt den Drang nach Umgehung der alten Formen. Sie bestand anstatt aus 4, eigentlich aus 6 Sätzen, obgleich das erste kurze Andante (in $\frac{3}{4}$) und das letzte kurze Allegro *maïstoso* (in $\frac{6}{8}$) nicht selbstständige Sätze, sondern eine Introduction und Stretto genannt werden können. Mendelssohn führt hier dasselbe Princip durch, welches er bereits in der Symphonie seines „Vogelgesanges“ angewendet hatte, d. h. er ließ die einzelnen Sätze in einander übergehen, so daß die Symphonie ohne Pause, gleichsam in einem Satze, bis zu Ende geführt werden mußte. — Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß diese Symphonie aus mehr als einem Grunde eine Programm-Symphonie zu sein scheint, obgleich Mendelssohn nicht die leiseste Andeutung darüber gegeben hat. In England nannte man diese Symphonie von jeher die Schottische, und wenigstens ist es Thatsache, daß das Motiv des zweiten Hauptsatzes, (Vivace, $\frac{2}{4}$, F-dur) die Melodie eines schottischen Liedes ist. — Daß die vierte und letzte Symphonie in A-dur (op. 90, Nachlaß) die Italienische sei, wurde schon früher erwähnt.

Mendelssohn konnte also, trotz seines sichtlichen Bestrebens, die Reform der Symphonie so wenig gelingen, als irgend einem seiner deutschen Vorgänger. Er schlug daher, und zwar mit entschiedenem Glück, einen neuen Weg ein, indem er versuchte, die Idee der Symphonie in einen kleineren Kreis zu drängen. So entstanden seine Concert-Duvertüren, mit denen sich „Arone und Scepter über die Instrumentalcomponisten des Tages errang,“ aber freilich auch nur über die des Tages! — Mendelssohn galt eine Zeit lang für den ersten Schöpfer der Concert-Duvertüren, bis man sich nach und nach erst darauf besann, daß auch hier Beethoven eigentlich der erste Schöpfer sei (in seiner Leonoren-Duvertüre) und daß 10 Jahre

vor Mendelssohn schon Berlioz die Concert-Duvertüre zur völligen Durchbildung gebracht hatte.

Nur zwei Symphonien-Componisten wären nun noch zu erwähnen in den vierziger Jahren: Gade und Schumann. Ersterer fing seine symphonische Laufbahn mit einer Selbstständigkeit und Kraft an, die das Größte erwarten ließ. Gade's erste Symphonie (in C-moll) war ein nordisches Märchen voll Farbenzauber und origineller, schwungvoller Phantasie. Die Form war die alte, aber die Gedanken überraschten und zündeten. Diese Symphonie ist sicher nach einem Programm entworfen. Man hat auch nachträglich eins dazu gemacht, doch hat sich, unseres Wissens, der Componist darüber nie vernehmen lassen. — Nach dem Erfolg der ersten Symphonie war der Mißerfolg der zweiten um so überraschender, aber auch gerechtfertigter. Denn hier stand Gade schon still. Man begann zu ahnen, daß er aus einem engen Ideenkreis sich nicht befreien konnte, den er im Wesentlichen schon in der ersten Symphonie erschöpft hatte, ohne darüber hinaus kommen zu können. Man entdeckte endlich, daß seine frappanten Melodien nicht ihm, sondern seiner Nation eigen seien, daß das, was bei ihm am Originellsten schien, die Originalität des Volksliedes war, nicht seine eigene. In der dritten Symphonie (in A-moll) nahm Gade noch einen glücklichen Anlauf, sich aus der ihn hemmenden Tradition zu befreien — dann aber sank er unaufhaltsam zurück. Die vierte Symphonie war so eng und klein gefaßt, daß sie der Volksinstinkt sehr richtig die Mozartische nannte. Und in der fünften Symphonie war Gade mit seiner Kraft völlig am Ende. Da war Nichts mehr, als Manier und Gedankenqualere — und seitdem ist Gade für uns als symphonischer Componist todt.

Von Schumann habe ich schon oben gesprochen. Ich habe auch erwähnt, daß er keiner seiner Symphonien eine Andeutung des Inhaltes gegeben hat, daß sie aber trotzdem des poetischen Inhaltes nicht entbehren. Von zwei seiner Symphonien, der zweiten und dritten (in C-dur und Es-dur) kann man sogar entschieden behaupten, daß sie Programm-Symphonien sind. Bei den dritten ist es außer allem Zweifel. — Die erste und vierte (der Entstehung nach aber die erste und zweite in B-dur und E-moll) sind mehr Formalsymphonien von sehr schönen Dimensionen, klarem und durchsichtigem Bau, aber ohne überwältigendem Inhalt und ohne Fortschritt gegen die Leistungen im symphonischen Styl seiner Vorgänger — natürlich allemal mit Ausnahme von Beethoven und Berlioz. — Das, an Schumann Eigenthümliche, und ihn vor vielen Anderen Auszeichnende, seine innere künstlerische Subjectivität, beurkundete sich natürlich auch in diesen kleineren Symphonien in B-dur und E-moll (letztere in einem Satz) und zwar auf die liebenswürdigste und anerkanntenswertheste Weise. Wenn wir aber die großen Hauptzüge der Entwicklung des symphonischen

*) Richard Wagner spricht sich aber sehr deutlich im „Kunstwerk der Zukunft“ (Pag. 96 und 97) darüber folgendermaßen aus: „So haben wir denn erleben müssen, daß die große Weltentdeckung durch Beethoven — diese einmalige, durchaus unwiederholte Thatsache, wie wir sie in seiner „Freudensymphonie“ als letztes, kühnstes Wagnis seines Genius reübracht erkennen — in blödester Unbefangenheit nachträglich wieder angetreten, und ohne Peinwerden glücklich überstanden worden ist. — Ein neues Genre, eine „Symphonie mit Hören“ — weiter sah man Nichts darin! — Warum soll Der und Jener nicht auch eine Symphonie mit Hören schreiben können? Warum soll nicht „Gott der Herr“ zum Schluß aus voller Kehle gelobt werden, nachdem er geholfen hat, drei vorangehende Instrumentalsätze so geschickt wie möglich zu Stande zu bringen? — So hat Columbus „Amerika nur für den süßlichen Schacher unserer Zeit entdeckt!“ —

Styles in's Auge fassen, erscheinen die letztgenannten Werke nur als untergeordnete Momente im großen Ganzen.

Anders die zweite, in C-dur (op. 61.) — Sie erscheint mir nicht nur als die bedeutendste, die Schumann geschrieben hat, sondern als die bedeutendste, die, außer der von Franz Schubert, in den ersten zwanzig Jahren nach Beethoven's Tod überhaupt in Deutschland erschienen ist. Vom Publikum, von der Kritik, wie von den Concertdirektionen ist diese Symphonie viel zu wenig gewürdigt worden. Das ändert aber an ihrer Bedeutung, wie an ihrem Werthe Nichts. — Ich kenne nur eine ausführliche Besprechung dieses Werkes, von Ernst Gottschald.*) Wenngleich ich mit den darin ausgesprochenen Ansichten durchaus nicht in Allem übereinstimmen kann (wie Sie am besten selbst beurtheilen werden, wenn Sie jene kleine Broschüre gelesen haben) so ist sie doch immer ein beachtenswerthes Lebenszeichen, und bekrundet ein Ringen nach dem Verständniß, und eine Verehrung vor dem Kunstwerk, welche man schon um seiner begeisterten Intentionen willen achten muß. Doch darf man sich ebensowenig verhehlen, daß dem Verfasser in seinem Enthusiasmus zuweilen tüchtig über das Ziel hinausgeschießt, und in der Interpretation des Kunstwerkes viel höher greift, als der Tondichter bei ihrer Exposition — nämlich gleich bis zu Beethoven's 9. Symphonie, und womöglich noch darüber hinaus! — Das sind Extravaganzen, denen man entgegentreten muß, aber es sind doch liebenswürdige Ueberstürzungen eines jungen, heißblütigen Herzens, welches das angebetete Ideal ohne Weiteres zu den Göttern erhebt, weil ihm die Erde zu klein und elend erscheint, um solch ein Meisterwerk der Schöpfung noch zu den Irdischen, Sterblichen zählen zu können.

Nur eine Symphonie von Schumann bleibt zu erwähnen noch übrig — seine dritte in Es-dur (op. 97). Sie ist, wenn auch nicht größer als die zweite, und ihr in den Gedanken und Dimensionen nicht einmal ganz ebenbürtig zu nennen, doch in mancher Hinsicht noch interessanter als jene. Zunächst deshalb, weil sie die erste deutsche Symphonie in fünf vollständig getrennten Sätzen ist, aus welchen das Programm, ohne daß es der Componist gegeben hat, fast unmittelbar her-

auszulesen ist. Daß Schumann, den Beurtheilern dieser Symphonie gegenüber, sich nur geschadet, aber nicht das Geringste genügt hat, indem er auch hier „das Geheimniß des Schaffens scheu verbüllte“, könnte ich Ihnen durch kritische Thatfachen belegen, die aber nicht hierher gehören. Ich könnte Ihnen auch nachweisen, daß der Bau der Symphonie, ihre Eintheilung, ihre Dimensionen, ihr Gedankengang, weder vollständig zu begreifen noch völlig zu rechtfertigen sind, wenn man nicht das faktische Vorhandensein eines stillschweigenden Programms annimmt.

Statt aller musikalischen Gründe will ich Ihnen nur die interessante Erfahrung mittheilen, daß ich dieselbe poetische Idee, die dieser Symphonie meiner Ansicht nach zu Grunde liegen muß, von Anderen, mir und Schumann gleich fern stehenden Musikern, zu verschiedenen Zeiten fast mit denselben Worten, als eine der Symphonie nothwendig zu Grunde liegende, wiederholt aussprechen hörte. Dies ist, nach Lessing's Ausspruch, wohl der sicherste Beleg, daß wir „recht gehört haben.“

Wir haben diese Symphonie „die Rheinische Symphonie“ oder die „Rheinfahrt“ getauft. — Ob Schumann sein Kind selbst so nennen möchte, könnte nur er entscheiden. Ich gebe Ihnen hier kein weiteres Programm, als die Ueberschriften, die wir den letzten vier Sätzen in eigener Nachvollkommenheit, „mit gewohnter kritischer Ueberhebung“ oktroyirt haben, nämlich: „Wasserschiffahrt auf dem Rhein“; „Träumerei am Strande“; „Im Kölner Dom“ und „Im Weinland, zwischen Burg-Ruinen.“ — Wenn Sie die Symphonie selbst gehört, und den herrlichen Rhein selbst gesehen haben — dann wollen wir weiter darüber sprechen. Daß Beide, „Symphonie“ und „Rhein“ ihre poetischen Früchte auch bei Ihnen tragen werden, dafür ist mir gar nicht bange. — Sie kommen sicher so, wie es immer sein soll — ungerufen, ganz von selbst.

Wir sind da angekommen, wohin ich Sie führen wollte. — Wir sind in der Gegenwart. Und schon steht Berlioz' Genius wieder vor uns, und spricht in tiefschütternden, räthselvollen Klängen: „Nun gehört Ihr wieder mir!“

„Denn wo sucht Ihr Beethoven's Geist, wenn nicht in meinen Tönen?“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

*) Robert Schumann's zweite Symphonie-Briefe an A. Dörffel von Ernst Gottschald. (Leipzig. Whistling 1850.)

Feuilleton.

Zeitschwinger.

Dramatische Dichtung. Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig hat Julius Rosen —, der

schwer gelähmt, aber geistig noch immer frisch und regsam, in Oldenburg darniederliegt — als ein Lebenszeichen seine früher in Dresden und andrerorts gegebne

Tragödie: „Herzog Bernhard“ (von Weimar) erscheinen lassen. Dieselbe ist poetisch bedeutsam und von den bisher im Buchhandel erschienenen dramatischen Dichtungen Mosens auf alle Fälle die beste. Vielleicht bildet sie den Vorläufer zu einer vollständigen Ausgabe von Mosens poetischen Werken. — Interessant ist es, daß gleichzeitig die Bearbeitung desselben Stoffes durch einen jungen Dramatiker: W. Genast erschien, und es dürfte kein geringes Lob für Genast sein, daß man seiner Arbeit volle Berechtigung neben der Mosens zu stehen, zuerkennen muß. Allerdings aber scheint uns aus beiden Dramen hervorzugehen, daß die Geschichte Bernhards von Weimar wohl ein vorzüglicher epischer, kaum aber ein dramatischer Stoff zu nennen ist.

Neue Belletristik. Von dem Romane „Soll und Haben“ von Gustav Freytag erscheint soeben — vier Monate nach Herausgabe der ersten — eine dritte Auflage, ein in Deutschland fast unerhörter, nichtsdestoweniger aber hoch erfreulicher Fall. — Zu den empfehlenswertheften belletristischen Unternehmen der Gegenwart gehört die von der Krabbeschen Buchhandlung in Stuttgart veranstaltete Gesamtausgabe der Schriften J. W. Hackländer's. — Die Verfasserin der beifällig aufgenommenen „Bilder und Geschichten aus Schwaben“, Ottilie Wildermuth hat soeben zwei Bände: „Bilder aus dem Frauenleben“, erscheinen lassen.

Musik. Meyerbeer scheint die Welt wieder einmal überraschen zu wollen: denn er componirt (wie man in den Journalen berichtet), an einer wirklichen und wahrhaftigen komischen Oper, die nur vier Personen haben soll. Warten wir das Erscheinen dieser Merkwürdigkeit ab. — Das Münchner Octoberfest soll diesmal mit einem großen Musikfeste unter Leitung Fr. Lachners verbunden werden. —

Musikalische Literatur. Franz Brendels „Geschichte der Musik“ erscheint in zweiter, umgearbeiteter und besonders mit Rücksicht auf die neueste Zeit erweiterter Auflage. Da seit Erscheinen der ersten Auflage nur wenig Jahre verflossen sind, so erhellet, daß die Brendelsche „Geschichte“ großen Beifall gefunden hat. — Musikdirektor von Basilewski (bisher in Düsseldorf, nun in Dresden) ist mit einer „Biographie Robert Schumanns“ beschäftigt. — Das neueste Heft

der „Liegenden Blätter für Musik“ enthält eine heftige Polemik gegen Dr. Hanslicks Schriftchen: „Vom Musikalisch-Schönen“, gegen das auch der geistreiche Verfasser der „Briefe aus Weimar“, die wir zu veröffentlichen die Ehre haben, bereits Front machte. Es wäre sehr wünschenswerth, daß einiige bedeutende Tonkünstler gegen Herrn Dr. Hanslick, (der die Musik tief unter alle Künste setzt und eigentlich mit der Taschenspielerkunst gleichstellt) ihre Stimme erheben.

Vermischtes.

Der Dombau in Köln. Der allgemeine Verwaltungsausschuß des bairischen Dombau-Vereines in München hat vor Kurzem dem Kölner Central-Dombauverein die namhafte Summe von 12,000 Gulden übersandt. Die schon so vielfach bewährte Theilnahme des bairischen Volkes am Kölner Dombau ist immer dieselbe geblieben und gegenwärtig sogar erfolgreicher, als die der Rheinlande selbst. — Die Bauten am Kölner Dome sind jetzt so weit vorgeschritten, daß man den äußern Dom (natürlich mit Ausnahme der Thürme) in allen seinen Hauptgliederungen als beendet betrachten darf und schon in nächster Zeit mit der Erbauung des Daches beginnen wird. Nach der Vollendung des Daches würde man die Wölbung des Mittelschiffes beginnen, womit das Innere des Domes ebenfalls vollendet wäre. Es bleiben dann nur noch die beiden Thürme, zunächst der nordwestliche, aufzuhalten, mit denen zuletzt das ganze Riesenwerk sich abschloße.

Eine Dichteranpflanzung. Friedrich Heibel, der bisher ganz in Wien lebte, hat sich neuerdings an den Ufern des Gmünder Sees „angewest“, wie die Wiener sagen, — das heißt eine ländliche Besitzung gekauft. Hoffen wir, daß er in dieser Niederlassung zur Ehre deutscher Dichtung und Nation noch manches treffliche Werk schaffe.

Der Aktuar Salzmann. Die „Göthe-Literatur“ ist soeben durch ein neues Werk bereichert worden. A. Stöber, der bekannte Lyriker, der Verfechter deutscher Sprache und Dichtung im französischen Elsaß, hat eine Monographie über Göthes Freund und Tischgenossen „den Aktuar Salzmann“ in Straßburg, erscheinen

lassen. Allen aufmerksamern Lesern von „Wahrheit und Dichtung“ kann der Name dieses Mannes nicht unbekannt sein, der jetzt zu der bei seinen Lebzeiten gewiß nicht verhofften Ehre gelangt, ein Buch über sich geschrieben zu sehen. Vielleicht theilen wir an dieser Stelle ein Bruchstück aus dem Stöberschen Werkchen mit.

Correspondenz.

Berlin, zweite Hälfte des August 1855.

Berlin gleicht zur Sommerzeit zwanzig bis dreißig aneinandergereihten wohlhabenden Dörfern, schrieb vor einiger Zeit ein hiesiger Feuilletonist. Dies ist eine von den Uebertreibungen, mit denen die Magerkeit der wöchentlichen Stadtrundschau beschönigt werden soll. Wie der geehrte Herr zu einem solchen Ausdruck kommt, hält nicht schwer einzusehen. Oper und Schauspiel sind geschlossen, von Kunsttreibergeellschaften ist nichts zu erzählen, Virtuosen haben Sommerquartiere bezogen, erwähnenswerthe Concerte giebt es nicht, die Sommertheater bringen fast nur Schartenen, über die der Stab sehr schnell gebrochen ist — was soll nun ein viel geheimer Feuilletonist beginnen, der Aufsatz soll und muß geschrieben werden und doch fehlt pikanter Stoff. Freilich giebt es Museen, Musikammern, Gemäldeausstellungen 2c. 2c., aber die sind schon so und so oft behandelt und wie die Franzosen den Kopf für einen vortrefflichen halten sollen, der stets mit der Entdeckung einer neuen Sauce aufwarten kann, so ist auch nur der Feuilletonist beliebt, welcher nie wegen der Aufstichung interessanter Hissörchen in Verlegenheit geräth. Es ist in der That mehr als Zufall, daß gerade bei den Franzosen, den Saucenliebhabern, das Feuilleton eine so große Bedeutung hat.

Wenn nun der Pulsschlag des Berliner Kunstlebens im Sommer langsamer geht als im Winter, so ist's begreiflich, daß sich die Feuilletonisten über den Stoffmangel ärgern und zu Uebertreibungen hinreißten lassen, die sehr viele Menschen als solche nicht erkennen, eben weil sie im Feuilleton stehen. Kleine Uebertreibungen — die sind ja gerade wieder etwas Pikantes, folglich im Feuilleton ganz am Plage, und was für Dramatiker, Novellisten, überhaupt die schaffenden Künstler ein schwerer Vorwurf wird, nämlich die Uebertreibung, das gereicht unter gewissen Umständen dem Feuilletonisten zum Ruhm und verschafft ihm den Ehrentitel eines geistreichen Schriftstellers. — Weshalb diese Erörterungen? werden Sie fragen. — Deshalb, weil vor einiger Zeit in den Blättern für literarische Unterhaltung in einem Aufsatz von hier, betitelt: „Berliner literarische Zustände“, Klage über den Mangel eigentlicher und ausschließlicher Feuilletonisten geführt wurde. Allerdings kann der Feuilletonist eine Mittelsperson zwischen den Vertretern der strengen Wissenschaft und

dem Publikum sein, er kann die nur für die Gelehrten oder einen kleinen Kreis Eingeweihter brauchbaren Ideen und Forschungen der Wissenschaft in für Jedermann gangbare Münze umprägen; allein in die Feuilletonschriststellerei so gar großen Werth zu legen, wie es der Verfasser jenes Artikels zu thun scheint, ist einseitig geurtheilt. Feuilletonschriststellerei und wirkliches künstlerisches Schaffen steht einander gewissermaßen schroff entgegen, jene maßt sich über die Werke der künstlerisch Producirenden ein Urtheil an, und diese ignoriren und schätzen die Urtheile und Rathschläge der Feuilletonisten gering. Ganz natürlich; ist es doch allbekannte Thatsache, daß Feuilletonisten vom reinsten Wasser wirklich productiv nicht zu sein pflegen, daher gar nicht wissen, was Produciren heißt, mithin eine milde Gerechtigkeit nicht ausüben können. Entweder sie sehen überall Schwarz, überall zuerst nur die schlechten und fehlerhaften Eigenschaften der Dinge und lassen vor ihrem Richterspruche nichts bestehen, oder sie verfallen in die behäbigste Gleichgültigkeit und beschauen Alles mit der Brille der Kritiklosigkeit. Und dies Beides trifft gerade die Berliner Feuilletonisten und Kritiker ex professo. Das ist wahrhaftig nicht der Weg der Kunst aufzuhelfen und ihr bei dem großen Haufen Anerkennung zu verschaffen, daß man die Producte der Wissenschaft und Kunst im Feuilleton angreift, nach Umständen verwässert, oder mit einem einseitig subjectiven Urtheile abthut. — In einem anderen, jüngst erschienenem Artikel desselben Verfassers, gleichfalls in den Bl. f. l. U. wird die Unbrüderlichkeit der hiesigen Schriftsteller hart getadelt und darüber Klage geführt, daß keine Vereinigung derselben unter sich stattfindet. Ein Jeder gehe seinen eignen Weg und bekümmere sich um den Andern nicht, so ungefähr heißt es da. — Es mag sein, daß sich in der ganzen Art und Weise der Schriftsteller ein gut Theil Vlastheit kundgiebt, daß es überhaupt im großstädtischen Wesen liegt, sich zu isoliren und einer Vereinigung abhold zu sein, allein was der Herr Verfasser verlangt, daß nämlich die Schriftsteller eine Verbindung unter sich bilden sollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der wunde Fleck seines Verlangens liegt in dem Begriffe „Schriftsteller“.

Wer und wann ist jemand Schriftsteller? so müssen wir zunächst fragen. — Schriftsteller ist ganz ebenso wie Künstler ein vager Begriff. Mozart, Beethoven, Jffland, Devrient sind Künstler, aber auch die Seiltänzer, die Gaukler, die Wankeltänzer nennen sich Künstler und würden sich sehr beleidigt fühlen, wollte man ihnen diesen Titel, für den sie ebenein Gewerbesteuer bezahlen müssen, streitig machen. Ganz ebenso ist es mit dem Begriffe Schriftsteller. In gewissen Kreisen ist es Sitte geworden, daß man Schiller, Göthe, Shakspere schlichtweg Schriftsteller nennt und von einem Gegensatz zwischen Dichter und Tageschriftsteller nichts mehr wissen will. Jeder, wer schreibt und Arbeiten drucken läßt, gleichviel ob aus innerem Verufe oder ein Gewerbe daraus machend, kann sich Schriftsteller nennen. Wie sollen sich diese Gegensätze nun vereinigen?! — Dem Gelehrten, der seine Forschungen auf den Büchermarkt bringt, sind die Interessen des Journalisten höchst gleichgiltig; der Journalist

hingegen muß für die Tagesbedürfnisse des lesenden Publikums sorgen, hat er diese befriedigt, so ist seine Arbeit vollendet. Wird er sich darum kümmern, oder großen Antheil nehmen, wenn sich dieser und jener Dichter mit einer poetischen Arbeit trägt. Ich habe keine Zeit mich um andere Schriftsteller zu bekümmern, sagt er, und von seinem Standpunkte aus hat er vollständig Recht. Da sind nun Recensenten und Kritiker. Sollen sich diese etwa als Mäcenaese der Dichtkunst erweisen, ein Asyl für Dichter eröffnen und Anfängern und aufkeimenden Talenten helfend und rathend zur Seite sein! Quod non sagen sie. Wie ihr damit zu Stande kommt, da sehet selbst zu, das ist uns gleichgiltig, wir haben es nur mit dem fertig vor uns Liegenden zu thun. Und somit ist es ein Ding der Unmöglichkeit, daß sich, nicht einmal zu sagen alle, aber doch der größte Theil der in einer Stadt lebenden Schriftsteller durch einen Verein enger aneinander-schlöße, solange eben das Interesse, mit dem man die Schriftstellerei betreiben kann, ein sehr mannichsaches ist. Gleichgesinnte werden sich zusammethun; über das Coteriewesen wird und kann man selbst im glücklichsten Falle nicht hinauskommen. Die Journalisten und Tagesliteraten werden überdies von vornherein isolirt dastehen; ihr specielles, materielles Interesse hängt gewöhnlich mit dem Besitzen einer oder mehrerer Zeitungen zusammen und dies erlaubt ihnen den freundschaftlichen Verkehr mit Journalisten, die für andre Zeitungen arbeiten, gewöhnlich nicht. Der Predneid thut da wohl häufig auch sein gutes Theil, den Verkehr mit einander zu verhindern.

Für Berlin speciellement kommt noch die Größe der Stadt in Betracht; hier lernen sich die Einzelnen viel schwerer kennen, als in kleinern Städten. Aber was die Hauptsache ist, es besitzt außer Feuilletonisten und Tagesliteraten sehr wenig künstlerisch schaffende Schriftsteller, und wenn sich diese zusammethun, was ja auch früher schon geschehen sein soll, so hat man immer nur einen Verein, der sich dem großen Schwarm der übrigen Schriftsteller gegenüber als eine Clique guter Freunde ausnehmen wird. Was der Herr Verfasser jenes oben erwähnten Artikels mithin verlangt, das müssen wir für reine Unmöglichkeit erklären, wenn eben der Begriff Schriftsteller im engerm Sinne, wo er künstlerisch Schaffende bedeuten möchte, nicht gefaßt wird. —

Aus dieser Vieldeutigkeit des Begriffes Schriftsteller gerade ging die Nothwendigkeit hervor, daß die zu Dresden ins Leben getretene Schillerstiftung nicht schlichtweg zum Vortheile der Schriftsteller überhaupt bestimmt wurde. Sonst könnte an sie wer weiß wer Ansprüche machen. Das würde ungefähr dasselbe sein, als wollte man eine Stiftung für Künstler ins Leben rufen. Da kämen am Ende auch die sich aufs Feueressen und Wahrsagen versiehenden Zigeuner und verlangten Unterstützung. —

Das Berliner Kunstleben hat zu einem neuen Aufschwung bereits den Anfang gemacht. Bis jetzt freilich beschränkt er

sich noch auf die Aufführungen des „Czaar und Zimmermann“, „Stradella“, „Maurer“ und „Feensee“. Daneben einige Ballets — das sind die Gerichte, welche man den vielen um diese Zeit in Berlin verweilenden Fremden versetzt. Man weiß die Fremden sind genügsam, sie gehen ins Opernhaus nur um sagen zu können, daß sie drinnen gewesen wären, da brauchen die Vorstellungen selbst nicht so sehr exact zu sein. Aber selbst einen sehr bescheidenen Maßstab an die Leistungen der Sänger gelegt, so bleibt es doch Thatsache, daß die vier Opern recht dürftig ausgefallen sind. Man muß sich in Geduld fassen, wenn ein berühmter Sänger, der vor 20 Jahren eine sehr schöne Stimme besaß, sie aber schon seit Jahren verloren hat, noch immer Rollen wie den „Roger“ im Maurer übernimmt. Wehe, wehe dem Director eines mittlern Stadttheaters, der seinem Publikum einen solchen stimmarmen Tenoristen anzuhören zumuthen wollte. Unsere Ansprüche an die Opernsaisons sind sehr bescheiden, der Anfang läßt keinen sehr gloriösen Fortgang hoffen, und wenn wir die ersten Sängerinnen nur erst wieder auf dem Zettel activ stehen sehen, dann wollen wir schon zufrieden sein.

Das Schauspiel, welches seit Davisons Gastspiel auf Ferien war, wird in diesen Tagen gleichfalls wieder beginnen. Die neueinstudierte „Antigone“ mit Fr. Fuhr in der Titelrolle wird den Anfang machen. Zugleich wird in ihr ein wie es heißt bereits engagirter Schauspieler aus Frankfurt a. M., Herr Neget sein Debüt abhalten. Dann folgen „die Schleißhändler“ und „Sonnenwendhof.“ Von neuen Stücken verlautet noch nichts. Die Kreuzzeitung sagt: die Auspicien für eine gute Saison sind günstig, also müssen wir es schon glauben.

Daß der Kapellmeister Dorn an einer zweiactigen komischen Oper arbeitet, haben Sie schon gemeldet. Der Text ist von Paul Heise, ein neuer Beweis, von der großen Vielseitigkeit dieses Dichters. Dagegen an der großen tragischen Oper des Kapellmeisters Taubert, zu der Qua, ein hiesiger Dichter, den Text geschrieben haben sollte, wie die hiesigen Zeitungen erzählten, soll kein wahres Wort sein. Nun frage ich Sie, wer in aller Welt sprengt solche Lügen aus. Wahrscheinlich hat man sich einen üblen Spaß erlaubt, daß man Taubert, der vor Jahr und Tag mit einer komischen Oper Fiasko machte, eine große tragische Oper schreiben läßt und ihm einen Textdichter zur Seite stellt, der mit einem gewaltigen Drama vor einigen Monaten auf dem hiesigen, ziemlich dürftigen königstädtischen Vaudevilletheater gleichfalls Fiasko machte. —

Auch der durch seine komischen Gesänge berühmte August Schaffer soll für Wien an einer Oper arbeiten. Mithin komponirt wird immer noch in Hülle und doch giebt's keine neuen Opern. Mit Arbeiten des recitirenden Schauspiels von hiesigen Dichtern sieht es dagegen, wie Leporello im Don Juan, freilich in anderer Beziehung sagt, sehr windig aus. —

E. M.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.